

Katrin Ogunsade

aus Deutschland



Stipendien-Aufenthalt in Tansania

vom 01. Juni bis 12. Juli 2004

Einigkeit macht stark – Christlich-muslimischer Dialog in Tansania

Von Katrin Ogunsade

Tansania, vom 01. Juni bis 12. Juli 2004



Inhalt

1. Zur Person	432
2. „Jesus forever“ und „Allah Akbar“ – erste Eindrücke	432
3. Dar es Salaam – Zuflucht des Friedens?	433
4. Dialog beginnt auf der Straße	436
5. Einigkeit macht stark	438
6. Jede Seele zählt	440
7. TUWWAMUTA – eine Initiative von Kirchen und Muslimverbänden	442
8. Gott segne Tansania	444
9. Mama Chuma und die Frage nach dem Huhn	446
10. Aus dem Leben einer katholischen Ordensfrau in Sansibar	447
11. Glockengeläut inmitten einer muslimischen Welt	448
12. Wer Christ ist, zieht den Kopf ein	449
13. Bibelstunde – Fragerunde	451
14. Nur nicht auffallen	453
15. Spiel mit dem Feuer	454
16. Fazit	455
17. Dankeschön!	456

1. Zur Person

Katrin Ogunsade, Jahrgang 1971, wurde in London geboren. Nach dem Abitur in Wipperfürth im Bergischen Land studierte sie Afrikanistik, Germanistik und Ethnologie an der Universität Köln. Schon bald zog es sie nach Afrika, wo sie an der University of Dar es Salaam in Tansania zwei Auslandssemester absolvierte. Nach ihrer Rückkehr ließ sie der afrikanische Kontinent nicht mehr los. Durch Praktika in den Bereichen Journalismus und Öffentlichkeitsarbeit im In- und Ausland lernte sie Wege kennen, sich auch beruflich mit Afrika auseinander zu setzen. Von 2001 bis 2003 volontierte sie bei der Deutschen Welle in Köln und Berlin in den Bereichen Hörfunk und Fernsehen. Seitdem berichtet Katrin Ogunsade in Beiträgen, Reportagen oder als Moderatorin aus und über den Kontinent, den sie keineswegs als „schwarz“, sondern immer wieder als bunt und vielfältig erlebt. Derzeit arbeitet sie als „Freie“ vor allem für die Deutsche Welle.

2. „Jesus forever“ und „Allah Akbar“ – erste Eindrücke

Die Tansanier sind religiöse Menschen. Davon kann sich jeder Besucher schnell überzeugen, der wie ich am Flughafen von Dar es Salaam landet. „Yesu ni jibu“ – „Jesus ist die Antwort“ springt mir schrill in grünen Buchstaben ins Auge, als ich kurz nach meiner Ankunft vom Flughafen in Richtung Stadtzentrum fahre. Die Schriftzüge sind auf der Heckscheibe eines knatternden „Daladala“ angebracht, das vor dem Wagen herfährt, in dem ich sitze. Niemand kommt in Tansanias Städten, schon gar nicht in der Wirtschafts- und Handelsmetropole Dar es Salaam, an diesen klapprigen Minibussen vorbei. Als Sammeltaxis dienen sie der Mehrheit der Bevölkerung als Beförderungsmittel Nummer Eins. Für ein paar Tansanische Schilling, und meist voll gestopft bis zum Überquellen, fahren sie in jeden Winkel der Stadt und ersparen lange und mühselige Fußmärsche im tropischen Klima.

„Allah Akbar“ – „Gott ist groß“ lese ich auf einem weiteren Bus, der gerade an uns vorbei rauscht. Während der halbstündigen Taxifahrt entziffere ich ständig neue Sprüche auf den vor uns herfahrenden oder entgegenkommenden Kleinbussen. Ob „Jesus forever“, „Bismillah“, „Inshallah“, „Praise the Lord“, „Allah Karim“ oder „Kila goti lipigwe kwa Yesu“ (Kiswahili für „jedes Knie sollte sich vor Jesus beugen“) – Vielfalt und Kreativität sind keinerlei Grenzen gesetzt. Häufig sind die Fahrzeuge noch durch zusätzliche Verzierungen wie arabischen Schriftzeichen oder einem Gemälde von Jesus mit leuchtend rotem Herz in der Brust verschönert.

Soweit ich es in der Kürze der Strecke und der Zeit beurteilen kann, halten sich die muslimischen und christlichen Botschaften auf den Bussen in etwa die Waage. Ist das ein erstes Anzeichen für das ausgeglichene Verhältnis der Religionen im Land? Zumindest zahlenmäßig sind die beiden religiösen Gruppen etwa gleich stark vertreten. Christentum und Islam sind die am weitesten verbreiteten Religionen in Tansania. Schätzungen zufolge gehören jeweils ein Drittel der rund 34,5 Millionen Tansanier einer der beiden Glaubensrichtungen an, genaue Zahlen gibt es jedoch nicht. Ein weiteres Drittel ist traditionellen oder anderen Glaubens. Christliche Quellen gehen teilweise auch von einem erheblich höheren Anteil der Christen im Land aus, denen zufolge sie mit bis zu 46 Prozent die größte religiöse Gruppe bilden würden. Afrikanisch- und arabisch-stämmige Muslime sind überwiegend orthodoxe Sunniten, während es bei den asiatisch-stämmigen Bevölkerungsgruppen auch verschiedene schiitische Gemeinschaften gibt. Die wohl größte Gruppe der Christen gehört der römisch-katholischen Kirche an. Aber auch die Lutheraner und Anglikaner sind stark vertreten. Ebenso verschiedene andere protestantische Richtungen. Daneben gibt es zahlreiche kleinere oder freie Kirchen wie Pfingstkirchen oder die der Adventisten, Baptisten oder Methodisten, die sich immer größerer Beliebtheit erfreuen. Auch traditionelle afrikanische Glaubensrichtungen sind neben den beiden großen Religionen bei einigen Bevölkerungsteilen noch verbreitet. Der Einfluss dieser traditionellen Religionsvorstellungen wird auch im christlichen und islamischen Glauben sichtbar. Vorstellungen, Traditionen oder Rituale, die weder auf Bibel noch Koran zurückzuführen sind, leben bei vielen Christen und Muslimen in Tansania weiter.

Doch das Nebeneinander der vielen verschiedenen Glaubensrichtungen im Land sagt noch nicht viel über das Miteinander aus. Wie gestaltet sich der interreligiöse Dialog in Tansania? Dieser Frage wollte ich in den nächsten sechs Wochen nachgehen.

3. Dar es Salaam – Zuflucht des Friedens?

Einen ersten Eindruck vom religiösen Zusammenleben in einer multireligiösen Gesellschaft hatte ich bereits vor einigen Jahren bekommen, als ich 1998 ein Praktikum bei der Friedrich-Ebert-Stiftung in Dar es Salaam machte. Die Hafenmetropole ist mit geschätzten drei Millionen Einwohnern mit Abstand die größte Stadt des Landes und eine der größten in ganz Ostafrika. Auch wenn die in der Landesmitte gelegene Stadt Dodoma seit 1973 die offizielle Hauptstadt Tansanias ist, gilt „Dar“ unumstritten als Wirtschafts-, Kultur- und Verkehrsmetropole mit faktischem

Hauptstadtcharakter. Hier befinden sich nicht nur die meisten Regierungs- und Verwaltungseinrichtungen sowie ausländische diplomatische Vertretungen, sondern auch die bedeutendsten Industriezweige des Landes sind hier vertreten. Dazu zählen beispielsweise die fleisch- und fischverarbeitende Industrie, die Zementverarbeitung oder die Herstellung von Kraftfahrzeugen, Papier, Textilien und Zigaretten, um nur einige zu nennen. Im Jahr 1866 gründete der damalige Sultan von Sansibar, Sayyid Majid, die Stadt und gab ihr ihren Namen. Dar es Salaam bedeutet auf Arabisch „Haus des Friedens“ und kann etwas freier auch mit „Zuflucht des Friedens“ übersetzt werden.

Die Stadt macht ihrem Namen alle Ehre – in Bezug auf das Zusammenleben der unterschiedlichen Religionszugehörigkeiten ihrer Bewohner war dies jedenfalls der erste Eindruck, den ich 1998 bekam. Damals wohnte ich bei einer muslimischen Familie – bei der ich auch nun wieder eine Zeit lang zu Gast bin – in Magomeni-Mwembechai, einem Vorort westlich des Zentrums. Während viele Regierungsbeamte, besser verdienende Geschäftsleute, Europäer und asiatisch stämmige Einzelhändler im oder in der Nähe des Zentrums wohnen, lebt die Mehrheit der Bevölkerung in kleinen, flachen Swahili-Häusern mit Wellblechdächern in den abgelegeneren Stadtteilen. In diesen dicht besiedelten Gebieten gibt es häufig Schwierigkeiten mit der Wasser- und Stromversorgung, auch sanitäre Einrichtungen und Kanalisation sind oft unzureichend ausgestattet und veraltet. So auch in Mwembechai. Ein Großteil der Bewohner gehört dort dem Islam an, doch es gibt auch etliche Christen. Sie leben mit ihren muslimischen Nachbarn Tür an Tür. Bei meiner Gastfamilie gilt es als selbstverständlich zu Familienfesten oder an muslimischen Feiertagen wie z.B. dem Idd-ul-Fitr am Ende des Fastenmonats Ramadan oder dem Opferfest Idd-ul-Haj auch die christlichen Nachbarn einzuladen. Umgekehrt besuchen sie christliche Nachbarn oder Bekannte auch zu deren Feiertagen, z.B. zu Ostern oder Weihnachten. Natürlich sind es nicht allein die Feiertage, die man gemeinsam verbringt, sondern das tägliche Miteinander in der Nachbarschaftsgemeinschaft gehört ganz selbstverständlich zum Alltag dazu.

Für mich war das durchaus neu, schließlich lebe ich zu Hause in Köln-Ehrenfeld auch Tür an Tür mit Muslimen. Der Kontakt beschränkt sich allerdings zumeist auf einen Besuch im türkischen Gemüseladen um die Ecke, oder in der Dönerbude ein paar Straßen weiter.

Doch mein Eindruck von der friedlichen Koexistenz verschiedener religiöser Gruppen in Tansania bekam einen Schatten, als es im Februar 1998 in Mwembechai zu Massendemonstrationen und Großversammlungen von Muslimen vor einer Moschee kam, die ich aus nächster Nähe miterlebte. Die Demonstranten protestierten zunächst friedlich gegen die Verhaftung einer ihrer populären religiösen Führer. Ihm wurde vorgeworfen seine

Anhänger in Hetzpredigten gegen andere religiöse Gruppen aufgewiegelt zu haben. In den folgenden Wochen und Monaten kam es immer wieder zu Zusammenstößen zwischen protestierenden Muslimen und Polizei, die die Demonstrationen verboten hatte. Die Bilanz: einige Demonstranten wurden von der Polizei erschossen, es gab zahlreiche Verletzte, mehr als 300 Personen wurden festgenommen. Vertreter aus Muslimverbänden und Politik forderten von der Regierung eine Untersuchung des Einsatzes der Polizei, die mit unglaublicher Gewalt gegen die Demonstranten vorgegangen war. Doch eine Aufklärung der Ereignisse blieb aus. Der Vertrieb eines Buches, das sich zwei Jahre später mit den Vorfällen auseinandersetzte, wurde von der Regierung verboten.

Gewalt im Zusammenhang mit religiösen Gruppen oder Gesinnungen war in Tansania lange kein großes Thema, bis Anfang der 90er Jahre einzelne fundamentalistische Gruppen für Schlagzeilen sorgten. Am christlichen Osterfest überfielen und demolierten sie mehrere Metzgerläden im Stadtteil Dar es Salaam-Magomeni. Als Grund dafür gaben sie an, in den Geschäften würde Schweinefleisch verkauft – eine Provokation für die muslimische Mehrheit in diesem Stadtteil, für die der Verzehr dieser Fleischsorte ein Tabu sei. Regierung und Polizei reagierten sofort – es gab mehrere Festnahmen und eine islamistische Organisation, die man für die Überfälle verantwortlich machte, wurde lahm gelegt.

Doch Ereignisse wie diese blieben Einzelfälle, in den nächsten Jahren machten Extremisten mit religiös motivierter Gewalt kaum von sich reden.

Erst im Jahr 1998 schaute die Weltöffentlichkeit nach Tansania, als bei dem Anschlag auf die US-Botschaft in Dar es Salaam elf Menschen getötet und zahlreiche verletzt wurden. Zeitgleich hatte es auch ein Bombenattentat auf die US-Botschaft im kenianischen Nairobi gegeben, das noch mehr Menschenleben forderte. Für beide Anschläge werden islamistische Terroristen verantwortlich gemacht, die dem international agierenden Terrornetzwerk Al Kaida zugerechnet werden. Während Tansania verschont blieb, wurde das Nachbarland Kenia in den Folgejahren erneut zur Zielscheibe des Terrors. Der Anschlag auf ein von Israelis besuchtes Hotel nahe der Küstenstadt Mombasa im November 2002, der erneut für zahlreiche Tote und Verletzte sorgte, bedeutete nicht nur einen Schock für die Kenianer, sondern auch viele Besucher aus dem Ausland blieben dem Land erst einmal fern. Auf die terroristischen Übergriffe reagierten die Regierungen unter anderem mit der Einführung verschärfter Sicherheitsmaßnahmen und Kontrollen, die vor allem die muslimischen Bevölkerungsteile betreffen. Nicht zuletzt dadurch wächst bei vielen Muslimen in Ostafrika das Gefühl, im eigenen Land diskriminiert und an den Rand der Gesellschaft gedrängt zu werden.

Seit den Parlaments- und Präsidentschaftswahlen auf dem tansanischen Festland und im halb autonomen Sansibar im Jahr 2000 ist es vor allem auf Sansibar und der dazugehörenden Insel Pemba immer wieder zu Unruhen gekommen. Die Regierungspartei Chama Cha Mapinduzi (CCM) blieb unverändert an der Macht, konnte ihre ohnehin überragende Stellung im Parlament sogar noch ausbauen. Auf dem Festland trat Präsident Benjamin Mkapa seine zweite Amtszeit an, in Sansibar wurde Amani Abeid Karume zum Präsidenten gewählt. Die Oppositionspartei Civic United Front (CUF), die auf den Inseln stark vertreten ist und großen Rückhalt bei der muslimischen Bevölkerung hat, fühlte sich betrogen. Wie bereits bei den ersten Mehrparteienwahlen fünf Jahre zuvor sprachen internationale Beobachter von Manipulation. Auch wenn die Wahl in etlichen Wahlkreisen Sansibars wiederholt wurde, änderte dies nichts am Gesamtergebnis. Oppositionelle Proteste nach den Wahlen forderten in Sansibar und Pemba Dutzende von Toten. Sicherheitskräfte hatten die Demonstrationen der CUF gegen die Wahlmanipulation gewaltsam niedergeschlagen. Viele Oppositionsanhänger verließen daraufhin das Land und flohen ins benachbarte Kenia. Auch in den Folgejahren brodelte es weiter unter der Oberfläche. Immer wieder kam es zu oppositionellen oder religiös motivierten Protesten, die gerade in Sansibar oft miteinander verschmolzen. Die Unruhen nach den Wahlen im Jahr 2000 wirkten sich auch auf den Tourismus aus. Auch heute weist das Auswärtige Amt auf seiner Homepage Reisende auf die innenpolitischen Spannungen in Sansibar hin, die zu Demonstrationen und Auseinandersetzungen mit der Polizei führen könnten. Dennoch ist die sagenumwobene Insel im Indischen Ozean mit ihren Traumstränden, Gewürzplantagen und der historischen Altstadt Stone Town für Touristen aus aller Welt immer noch ein beliebtes Urlaubsziel.

4. Dialog beginnt auf der Straße

Kurz vor Sonnenuntergang in Mwembechai. Doch von ruhiger Feierabendidylle keine Spur. Staub hängt in der Luft und der Lärm der vorbeirasenden Fahrzeuge dröhnt in den Ohren. Straßenhändler säumen die viel befahrene Morogoro Road, die aus dem Zentrum von Dar es Salaam heraus an dem dicht besiedelten Swahili-Vorort vorbei führt. Im Lichte ihrer mit kleinen Kerosinlampen erleuchteten Verkaufsstände halten sie in der Dämmerung Ausschau nach Kundschaft, versuchen die vom Tage übrig gebliebene Ware lautstark anpreisend an Mann und Frau zu bringen. Auf den sandigen Fußpfaden am Straßenrand drängeln sich Passanten. Männer transportieren Lasten auf hinter sich herziehenden Holzkarren und einige

Frauen tragen ihre schweren Einkäufe in Bündeln oder Plastiktüten auf dem Kopf spazieren. Ich bin vor dem Abendessen noch einmal losgezogen, um mir die Moschee in Mwembechai anzuschauen. „Allahu akbar. Allahu akbar. Aschado alla illaha illalah...“ ruft gegen halb sieben der Muezzin und vereinzelt finden sich nun Männer zum Gebet ein. Nach allem, was ich vor ein paar Jahren bei den Demonstrationen in diesem Stadtteil an Menschenmassen vor dieser Moschee beobachten konnte, hatte ich irgendwie auch jetzt mit einem stärkeren Andrang gerechnet.

Als ich weiter an der Straße entlang schlendere werde ich nicht weit von der Moschee entfernt auf eine Gruppe von etwa zehn bis fünfzehn Männern aufmerksam, die mitten im Getümmel zwischen Verkaufsständen und Passanten auf einfachen Plastikstühlen in einer Runde zusammensitzen. Angeregt diskutieren sie ein Thema, das offenbar mit Religion zu tun hat. Ich schnappe Wortfetzen wie „Yesu Kristo“ (Kiswahili für Jesus Christus) und „Biblia“ (Bibel) auf und werde neugierig. Auch am nächsten Tag sitzen die Männer an der gleichen Stelle wieder beieinander. Und wieder scheint es in der Gesprächsrunde um Religion zu gehen. Sie sprechen über das Schächten, also die Art und Weise gemäß den Gesetzen des Islam Tiere zu schlachten, so dass sie verzehrt werden dürfen. Diesmal bin ich in Begleitung von Iddi gekommen, der mich bei meinen Recherchen unterstützt und übersetzt, wenn ich mit meinem Kiswahili am Ende bin. In diesem Fall hat die Begleitung noch einen zusätzlichen Nutzen, denn bei der kleinen Versammlung am Straßenrand handelt es sich um eine reine Männerrunde, und ich kann nicht einschätzen wie offen sie Frauen gegenüber sind. Niemand beachtet uns dabei, wie wir in einiger Entfernung die Ohren spitzen. Doch unsere Neugier ist zu groß, als dass wir uns als stille Zuhörer zufrieden geben würden. Iddi gesellt sich zu der Gruppe dazu und kommt kurze Zeit später in Begleitung von einem der Männer zurück, der sich beim Gehen auf zwei Krücken stützt. Ihm fehlt ein Bein. Er stellt sich uns als Sheikh Magezi Shabani Maranda vor. „Wir treffen uns hier jeden Tag“ erzählt er. „Und wenn wir fertig sind, gehen wir wieder.“ Zwischen Ankunft und Aufbrechen bleibt aber genug Zeit, um über alles zu sprechen, erfahren wir weiter. Zeit zum Reden, Zeit für Diskussionen, Zeit zum Zuhören. „Wir sind Christen und Muslime, die miteinander sprechen. Jeder kann sich uns anschließen. Wir sprechen über Religion, stellen Fragen und diskutieren Stellen aus Bibel und Koran. Aber wir reden auch über alltägliche Dinge. Und wenn jemand ein Problem hat, dann helfen wir einander“, klärt uns Magezi auf. Wie zum Beispiel damals, als das mit seinem Bein passiert ist. Da besuchten ihn alle im Krankenhaus und auch die Christen sammelten Geld in ihrer Gemeinde, damit er die teure Behandlung bezahlen konnte. Magezi sucht den Dialog mit seinen christlichen Nachbarn. Dabei hält er sich als gläubiger Muslim

nur an das, was auch im Koran steht, erklärt er. Dort würden die Christen als Freunde bezeichnet. Auch wenn hier in seinem Stadtteil die meisten Menschen unabhängig von ihrer Religion ohne Probleme miteinander zurecht kommen, ist das gute Nachbarschaftsverhältnis keineswegs eine Selbstverständlichkeit. Das weiß er aus eigener Erfahrung. Nur zu gut erinnert er sich an die Unruhen in Mwembechai vor ein paar Jahren. Und an die Polizei, die die demonstrierenden Muslime brutal niederschlug. Die Proteste hatten damals religiöse Ursachen. Durch verschiedene Ereignisse hatten die Muslime sich benachteiligt gefühlt. Zusätzlich wurde der Konflikt durch einige Christen in der Nachbarschaft angeheizt, die über die Konversion einiger Frauen aus ihrer Gemeinde zum Islam verärgert waren. Magezi war auch unter den Demonstranten. Für seine Teilnahme hat er teuer bezahlen müssen: nicht nur mit einer Verhaftung, sondern auch mit dem Verlust seines Beines. Die Frage, ob Muslime sich in Tansania generell benachteiligt fühlen, tut er mit einer abwehrenden Handbewegung ab. „Unsinn“, meint er, „an diesem Geschwätz ist nichts dran, auch wenn einige Leute das Gegenteil behaupten“.

5. Einigkeit macht stark

„Die Christen haben bessere Chancen in diesem Land“, „christliche Schulen sind besser ausgestattet“, oder „in Politik und Wirtschaft sind Christen stärker vertreten“, – viele muslimische Tansanier sind da keineswegs einer Meinung mit Sheikh Magezi. Meine christlichen Gesprächspartner auf der anderen Seite empfanden die religiösen und sozialen Unterschiede oft überhaupt nicht, oder zumindest sehr viel schwächer. Doch so ganz von der Hand zu weisen sind religiöse und soziale Ungleichheiten in Tansania nicht. In der Tat sind die christlichen Privatschulen in Tansania häufig besser ausgestattet und verfügen über qualifizierteres Lehrpersonal als die staatlichen Schulen. Obwohl die kirchlichen Schulen allen Schülern unabhängig von ihrer Religion offen stehen, bevorzugen viele muslimische Familien allein schon aus finanziellen Gründen die staatlichen Bildungsinstitutionen. Vielleicht spielt bei der Wahl der Schule bei einigen auch die noch aus der Kolonial- und Vorkolonialzeit stammende Angst vor Zwangsmissionierung eine Rolle. Nach der Unabhängigkeit von Tanganyika im Jahr 1961 und dem Zusammenschluss mit dem ehemaligen Sultanat Sansibar im Jahr 1964 zur Republik Tansania wurden zunächst alle Schulen verstaatlicht. Mit diesem Schritt wollte Julius Nyerere, der erste Präsident der Republik, im Zuge des „Ujamaa“ – des Afrikanischen Sozialismus – allen Schülern im Land den gleichen Zugang ermöglichen. Etwa zwei Drittel der Schulen waren

in den Händen meist christlicher Religionsgemeinschaften, Andersgläubige wurden nicht zugelassen. Doch mit dem Scheitern der Ujamaa fielen die meisten der verstaatlichten Schulen wieder zurück an die Kirchen.

Die kirchlichen Schulen profitieren sehr viel stärker von Geldern aus der Entwicklungszusammenarbeit als z.B. die muslimischen Einrichtungen. Auch aus Deutschland wird die Arbeit der Kirchen im sozialen Bereich, zu dem Bildung und Gesundheit gehören, unterstützt. Neben der Wasserversorgung ist das Gesundheits- und Bildungswesen ein wichtiger Schwerpunkt der deutschen Entwicklungszusammenarbeit mit Tansania. Nicht nur die kirchlichen Entwicklungsdienste unterstützen die soziale Arbeit der Kirchen im Partnerland, sondern auch staatliche Gelder des Bundesministeriums für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung oder der Kreditanstalt für Wiederaufbau fließen in die Projekte der Kirchen. Diese verfügen über ein ständig wachsendes Netz von Krankenhäusern, Gesundheitszentren und Schulen. Partner der deutschen Geber in diesen Bereichen ist seit Anfang der 90er Jahre die Christian Social Services Commission (CSSC), eine ökumenische Einrichtung, die für die Koordinierung der Mittel zuständig ist. Sie werden an verschiedene soziale Einrichtungen der Kirchen verteilt, von denen Muslime zwar nicht ausgeschlossen sind, aber kaum profitieren. Auch die vielen von den Kirchen unterhaltenen Missionsstationen spielen nach wie vor eine wichtige Rolle im Bildungs- und Gesundheitswesen.

Auf der anderen Seite erhält auch die muslimische Gemeinde in Tansania Unterstützung aus dem Ausland. Den Ismaeliten, die vor allem unter der asiatisch stämmigen schiitischen Minderheit vertreten sind, greift ihr religiöser Führer, der Aga Khan, unter die Arme. Bereits zur Kolonialzeit stattete er seine Gemeinschaft mit hervorragenden sozialen Einrichtungen aus und auch heute besitzen die Ismaeliten einige der besten Bildungs- und Gesundheitseinrichtungen in Tansania. Das Aga Khan Hospital in Dar es Salaam gilt als eines der besten Krankenhäuser im ganzen Land. Aber auch die übrige islamische Gemeinschaft ging nicht ganz leer aus. Überschüsse aus dem wirtschaftlichen Aufschwung, den viele Erdöl exportierende Staaten in Nordafrika und anderen arabischen Ländern in den 80er Jahren erlebten, wurden in afrikanische Länder investiert. Von den Geldern wurden in Tansania zahlreiche Moscheen errichtet, ein Teil floss aber auch in Schulen. Dennoch ist nicht zu übersehen, dass immer noch ein überproportional großer Teil der privaten Bildungsinstitutionen in den Händen christlicher Kirchen liegt.

Auch wenn Islam und Christentum in etwa gleich stark in Tansania vertreten sind, sind sie höchst unterschiedlich im Land verteilt. Die Muslime leben vor allem auf den Inseln Unguja und Pemba, die zusammen Sansibar bilden. Dort machen sie schätzungsweise einen Bevölkerungsanteil von 95 bis 98

Prozent aus. Auf dem Festland dominieren die Muslime in der Küstenregion, sind aber auch stark entlang der ehemaligen Sklavenhandelsrouten sowie in vielen größeren Städten vertreten. Letzteres gilt nicht für Dar es Salaam, wo sich mit der Entwicklung zur Politik- und Handelsmetropole in den letzten Jahrzehnten auch immer mehr Christen niedergelassen haben. Ein Großteil der Christen lebt zudem in landschaftlichen Gunsträumen wie den regenreichen und fruchtbaren Bergregionen am Kilimanjaro, den küstennahen Usambara-Bergen, oder am Ufer des Victoriasees. Die Verteilung der religiösen Gruppen im Land legt die Vermutung nahe, dass der Islam vor allem die frühen Handelszonen geprägt hat, während das Christentum eher einher ging mit Landwirtschaft und Plantagenarbeit.

Auch wenn es Tendenzen gibt, aufgrund religiöser und sozialer Unterschiede Konflikte heraufzubeschwören, habe ich – einmal abgesehen von den Vorfällen vor der Moschee in Mwembechai 1998 – davon im tansanischen Alltag nur wenig beobachten können. Julius Nyerere mag mit seiner Ujamaa-Politik gescheitert sein, doch mit seinem Konzept des Afrikanischen Sozialismus hat er nachhaltige Spuren hinterlassen. „Umoja ni nguvu“ heißt ein Swahili-Sprichwort. Einigkeit macht stark. Und das spricht vielen Tansaniern aus der Seele. Denn was sie miteinander verbindet, ist ein Gefühl der nationalen Einheit, dass sich über religiöse oder ethnische Differenzen hinwegsetzt.

6. Jede Seele zählt

Tatu, Khadija und Pili kommen kichernd und miteinander schwätzend von der Schule nach Hause. Vor dem Haus in der Sonne sitzend entdecke ich die Enkeltöchter meiner muslimischen Gastfamilie schon von weitem. Sie wedeln mir mit kleinen blauen Zetteln entgegen. „Die sind auf der Straße verteilt worden“, berichtet Pili, als sie am Haus angekommen ist. Es sind Einladungen. „Kanisa la Waadventista Wasabato wanakualika...“ – „Die Kirche der Siebenten-Tags-Adventisten lädt euch ein“ ist darauf zu lesen. Die Empfänger werden aufgefordert, am Samstagnachmittag zur nahe gelegenen Kirche zu einer Versammlung zu kommen. „Es ist ganz einfach. Gebt Jesus euer Leben und er vergibt euch eure Sünden“, heißt es weiter. Die Einladungen werden unter allen Anwesenden im Haus herumgereicht, interessiert begutachtet und dann weggelegt. Außer mir sind nur die Mädchen neugierig und erklären sich bereit mich am Samstag zur Kirche zu begleiten. Auch die Nachbarn in der Kibaya Street, die größtenteils muslimischen Glaubens sind, haben die Flugblätter erhalten. Niemand scheint der Aktion jedoch größere Beachtung zu schenken, noch in Erwägung zu ziehen, die

Veranstaltung zu besuchen. Nur Mzee Ali Fundi, der bei meiner Gastfamilie zu Besuch ist, spricht seine Gedanken laut und deutlich aus. „Mbaya sana“ – „sehr schlecht“, kommentiert der alte Mann die Flugblattaktion. „Die Kirchen versuchen die Leute auf ihre Seite zu ziehen, uns Muslimen ist es dagegen nicht gestattet von Haus zu Haus zu gehen. Wer zum Islam konvertieren will, der muss schon aus eigenen Stücken heraus kommen. Doch dann ist er bei uns willkommen.“

Als es am Samstag Zeit für die Veranstaltung ist mache ich mich auf den Weg. Allein. Die Mädchen hatten es sich im letzten Moment doch noch anders überlegt. Die Kirche der Siebenten-Tags-Adventisten, eine protestantische Freikirche, liegt an der Morogoro Road. Schräg gegenüber auf der anderen Straßenseite erhebt sich das Minarett der Moschee von Mwembechai. Vor der Kirche liegt ein großzügiger Platz, das ganze Gelände ist von einem hohen Zaun umgeben. Das Tor ist heute weit geöffnet, es haben sich einige Leute eingefunden. Doch die unter einem großen, weißen Pavillon im Freien aufgestellten Stuhlreihen sind längst nicht gefüllt. Vorn, auf einer kleinen Tribüne, spricht ein amerikanischer Gastprediger lautstark über Mikrofon zu den Anwesenden. Weiter hinten – so weit, dass ich gerade eben noch mein eigenes Wort verstehen kann – spreche ich mit Beatus Greyson Mlozi, dem Pastor der Gemeinde. „Zwischen wahren Christen und wahren Muslimen ist der Unterschied sehr klein“, erklärt er. Die Siebenten-Tags-Adventisten zum Beispiel verzichten ebenso wie die Muslime auf den Verzehr von Schweinefleisch. In der Gemeinde gehen viele Muslime ein und aus, erfahre ich. Einige, um sich taufen zu lassen, andere um sich böse Geister austreiben zu lassen, oder einfach nur in der Bibel zu lesen. Umgekehrt studiert Pastor Mlozi regelmäßig den Koran. Kanzu und Kofia, traditionelles muslimisches Gewand und Kopfbedeckung, die er an den islamischen Feiertagen, bei Beerdigungen oder Hochzeiten trage, hätten einen festen Platz in seinem Kleiderschrank. „Das fördert die Akzeptanz“, meint er. Außerdem würden die muslimischen Führer regelmäßig zu den Veranstaltungen der Kirchengemeinde eingeladen. Der religiöse Dialog wird bei den Adventisten in Dar es Salaam groß geschrieben. „AMR“ – „Adventist Muslim Relations“ – so heißt in der Gemeinde eine Abteilung, die eigens mit den Beziehungen von Adventisten und Muslimen betraut ist. Der „Glaube des Islam“ und die „Annäherung der Religionen“ werden dort behandelt und unterrichtet. Ob „AMR“ auch Methoden lehrt, die muslimisch Gläubige zur Konversion bewegen – das blieb in dem Gespräch mit dem Pastor offen. Immerhin hat er im vergangenen Jahr etwa zehn bis fünfzehn Muslime getauft. Für die meisten von ihnen war das keine leichte Entscheidung. Denn sie bringt oft schwerwiegende Folgen mit sich. Dass in Tansania Konvertiten von Familie und Gesellschaft verstoßen werden, ist

kein Einzelfall. Das weiß auch Pastor Mlozi. Doch die Kirche der Siebententags-Adventisten nimmt die Betroffenen mit offenen Armen auf, beeilt er sich zu sagen.

Gerade kleinere und freie Kirchen wie diese sind in Tansania sehr aktiv in der Werbung neuer Mitglieder. Die Konkurrenz ist groß: kleine und unabhängige Kirchen sprießen vor allem auf dem Festland wie Pilze aus dem Boden. „Jede Seele zählt“, könnte ihr Motto lauten. Mit phantasievollen aber nicht unbedingt immer moralisch einwandfreien Methoden gehen sie auf Seelenfang. Dabei buhlen sie vor allem um die Gunst von Mitgliedern der großen protestantischen und katholischen Kirchengemeinden. Mit den abenteuerlichsten Namen wie „Last Church of God“ oder „Marian Faith Healing Center“, und noch abenteuerlicheren Methoden, wie Teufelsaustreibung oder Erweckungszeremonien, ziehen sie immer mehr Gläubige in ihren Bann.

7. TUWWAMUTA – eine Initiative von Kirchen und Muslimverbänden

Alhaj Mahami Rajabu Kundyia kommt häufig ins Luther House. Das Gebäude dient nicht nur der Verwaltung der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Tansania (ELCT), sondern ist auch Treffpunkt und Ort des Austausches für verschiedene religiöse Gruppen. Auch Alhaj Kundyia nimmt rege am Leben in diesem kirchlichen Zentrum in Dar es Salaam teil. Als Generalsekretär von BAKWATA, dem Nationalen Muslimischen Rat von Tansania, weiß er, wie wichtig der Dialog mit den Führern anderer religiöser Gruppen ist. „Tansania ist seit der Unabhängigkeit ein friedliches Land“, erklärt er. „Doch je mehr Jahre seitdem vergehen, desto mehr Anzeichen für Spannungen gibt es“. Vor allem die Jugend sei oft sehr ungeduldig ihren eigenen religiösen Führern und anderen religiösen Gruppen im Land gegenüber. In den 80er Jahren lebte auch in Tansania der Fundamentalismus auf. Es gab muslimische Prediger, die öffentlich das Christentum angriffen. Auch auf christlicher Seite gab es Gruppen, z.B. die mit dem Namen „Bible is the answer“, die auf großen Treffen Stimmung gegen den Islam machten. BAKWATA und auch die christlichen Kirchen beobachteten über die Jahre hinweg die religiöse Stimmung und Entwicklung im Land sehr genau. Und spätestens als in den 90ern in Dar es Salaam die Schweinefleisch-Metzgereien brannten erkannten sie, dass ihre bloße Beobachterrolle nicht mehr genügte. Vertreter beider Seiten fürchteten, dass extremistische Gewalttaten keine Einzelfälle bleiben würden und dass es zum offenen Kampf zwischen den Religionen käme. „Es war an der Zeit etwas zu unternehmen“, sagt Kundyia.

„Und zwar dauerhaft. Konflikte wie diese lösen sich nicht von allein“. Das war die Geburtsstunde von TUWWAMUTA. Die Kiswahili Abkürzung steht für „Muslimisch-Christliche Kommission für Friedensentwicklung und Konfliktlösung in Tansania“. Auf Initiative der Evangelisch-Lutherischen Kirche und BAKWATA kamen Diskussionen über einen interreligiösen Dialog in Gang. Eine Organisation, die die Religionen einander wieder näher bringt, sollte entstehen. Erste Überlegungen begannen 1998. Zwei Jahre später kamen dann endlich bei einem Treffen in der Hauptstadt Dodoma Muftis, Kardinäle, Bischöfe und andere religiöse Würdenträger der verschiedenen Glaubensgemeinschaften aus ganz Tansania zusammen. Hier sollte TUWWAMUTA offiziell und von Präsident Benjamin Mkapa höchstpersönlich eröffnet werden. Anstelle von Mkapa, der verhindert war, kam dann letztendlich sein Vorgänger Ali Hassan Mwinyi, der der Organisation den Startschuss gab. Alhaj Kundyia wurde zum Vorsitzenden ernannt. TUWWAMUTA sollte fortan nicht nur die Beziehungen zwischen Christen und Muslimen überwachen, sondern auch bei bestehenden Konflikten eingreifen und langfristige Friedenserziehung betreiben. „Hier sollen nicht die Unterschiede zwischen den Religionen heraufbeschworen werden. Was zählt, sind die Gemeinsamkeiten“, beschreibt Kundyia den Grundgedanken, der hinter der Institution steckt. Im Vordergrund steht daher nicht die Förderung religiöser, sondern vielmehr sozialer Projekte. Sie sollen den Menschen verschiedener Glaubensrichtungen Raum geben zueinander zu finden, um so den Frieden zu fördern. Außerdem sei die Errichtung von Zentren vor allem in ländlichen Gebieten geplant. Denn wenn die Arbeit erfolgreich sein soll, so Kundyia, müsse man auch die Menschen in den Dörfern und abgelegenen Distrikten erreichen. Viele Pläne, doch was ist davon seit der Gründung von TUWWAMUTA vor vier Jahren umgesetzt worden? „Nicht sehr viel“, muss der Vorsitzende Alhaj Kundyia zugeben. „Die Organisation ist noch nicht voll einsatzbereit“, fügt er erklärend hinzu. Dafür nennt er zwei Gründe: Erstens gebe es bei den religiösen Gemeinschaften noch verschiedene die Verfassung betreffende Meinungsverschiedenheiten, welche noch nicht beseitigt werden konnten. Zweitens fehle es ganz einfach an finanziellen Mitteln. Denn die Organisation soll von ihren Mitgliedern, den Kirchen und Muslimverbänden, getragen werden. Aber auch da habe man sich noch nicht einigen können. Alhaj Kundyia, der eben noch voller Eifer Ziele und Pläne von TUWWAMUTA vorgetragen hat, scheint bekümmert. Tansania brauche dringend eine solche Institution. Doch wie will diese den Dialog zwischen religiösen Gruppen fördern, wenn die Mitglieder ihre Interessen nicht einmal intern unter einen Hut bekommen? Diese Frage stellt sich wohl auch der Vorsitzende. Doch er hat die Hoffnung noch nicht aufgegeben. Der sorgenvolle Ausdruck in seinem

Gesicht verschwindet wieder und er sagt weise: „Religion kann Menschen trennen, sie kann Menschen aber auch einen“.

8. Gott segne Tansania

Mit seinen Bemühungen um den religiösen Dialog und den Frieden im Land ist Alhaj Kundyia nicht allein. Auch andere religiöse Führer haben längst erkannt, dass trotz der friedlichen Grundstimmung im Land fundamentalistische Tendenzen und religiös motivierte Gewalt durchaus Anlass zur Sorge geben. Die durch die vorangegangenen Wahlen ausgelösten Unruhen im Januar 2001 in Sansibar, Pemba und Dar es Salaam, rüttelten viele Tansanier wach. Die vielen Todesopfer und Verletzten sprachen für sich. Tansania war nicht mehr die Insel des Friedens auf dem afrikanischen Kontinent, die sich unter den konfliktreichen Nachbarstaaten in der Region stets vorbildlich hervorgehoben hatte. Unmittelbar nach den Unruhen kamen in Dar es Salaam Vertreter der drei größten religiösen Verbände zu einem Krisentreffen zusammen. Dazu zählten der „Christian Council of Tanzania“ (CCT), in dem sich zahlreiche protestantische Kirchen zusammengeschlossen haben, die katholische „Tanzania Episcopal Conference“ (TEC) und der Nationale Muslimische Rat (BAKWATA). In einer gemeinsam veröffentlichten „Erklärung der religiösen Führer zum Zustand der Politik in Tansania“ verurteilten sie die Vorfälle nach den Wahlen und forderten die politischen Führer eindringlich auf für mehr Frieden zu sorgen. Ereignisse wie diese dürften sich nicht wiederholen. „Mungu ibariki Tanzania“ – „Gott segne Tansania“, so das Schlusswort der Erklärung. Das Vertrauen in Gott ist groß. Doch ihm und den Politikern allein wollte man das Schicksal des Landes nicht überlassen. In Folge dessen entstand auf Seiten der religiösen Gemeinschaften eine Reihe von Initiativen.

Einer der Initiatoren ist auch Elinaza Sendoro. Bevor er sich 1998 zur Ruhe setzte, war er 28 Jahre Bischof in der Ost- und Küsten-Diözese der evangelisch-lutherischen Kirche, die unter anderem die Distrikte Dar es Salaam und Sansibar umfasst. Auch er war an der Entstehung des Programms TUWWAMUTA zur Friedensentwicklung und Konfliktlösung beteiligt. Den derzeitigen Stillstand der Initiative bedauert er. Um die Arbeit weiter voranzutreiben hat er deshalb ein neues Programm, das „Muslim Christian Peace Program“ ins Leben gerufen. Ähnlich wie TUWWAMUTA ist es darauf ausgerichtet Konflikte mit religiösen Hintergründen zu vermeiden und den Frieden zu erhalten. „Die Religionen müssen dafür sorgen, dass sie keine Probleme verursachen“, bringt Bischof Sendoro den Grundgedanken auf den Punkt. Anders als TUWWAMUTA ist das neue Programm eher

als Diskussionsforum gedacht, bei dem neben religiösen Vertretern auch Politiker miteinbezogen werden. Zwei Treffen hat es bereits gegeben, die sehr erfolgreich waren, berichtet der Bischof. Neben den religiösen Führern der verschiedenen Glaubensgemeinschaften waren hochrangige Politiker geladen. Die Parteien waren jeweils durch ihren Vorsitzenden, den Generalsekretär und einen Parlamentarier vertreten. Da es seit der Einführung des Mehrparteiensystems in Tansania 1992 neben der Regierungspartei CCM mehr als ein Dutzend zugelassene Parteien und politische Organisationen gibt, kamen dabei eine ganze Menge Leute zusammen. Um den Dialog anzuregen hatten der Bischof und die Mitglieder aus dem Vorstand des „Muslim Christian Peace Programs“ sich für die Zusammenkünfte bestimmte Strategien überlegt. So wurden die Angehörigen einer Partei zum Beispiel beim gemeinsamen Mittagessen an verschiedene Tische verteilt. Die Treffen waren sehr erfolgreich, resümiert Bischof Sendoro. Aus jeder Partei kamen Vorschläge, wie man den Frieden im Land erhalten könne. Umgekehrt stießen die Bedürfnisse, die von christlicher und muslimischer Seite formuliert wurden, auf Gehör bei den Politikern.

Zu den Themen, die zum Beispiel die muslimische Gemeinschaft in Tansania bewegen, gehört die Bildungssituation. Obwohl seit der Verstaatlichung des Schulsystems und nach der Unabhängigkeit Tansanias die Schulen allen gleichermaßen offen stehen, fühlen viele Muslime sich nach wie vor marginalisiert. Von den mittlerweile wieder zugelassenen privaten Schulen religiöser Träger sind nur die wenigsten in muslimischen Händen. Der Anteil christlicher Schüler an den häufig besser ausgestatteten privaten Sekundärschulen ist überproportional groß. Gleiches gilt für die Universitäten. Neben der großen University of Dar es Salaam gibt es eine Reihe weiterer staatlicher und privater Universitäten, University Colleges und anderer Hochschulstätten im Land, von denen einige von den christlichen Gemeinschaften getragen werden. Vor kurzem hat Präsident Mkapa jedoch ein Zeichen gesetzt. Er überließ dem Nationalen Muslimischen Rat ein Gelände sowie verschiedene Gebäude der Regierung in Morogoro, die ehemals von der staatlichen Elektrizitätsgesellschaft TANESCO genutzt wurden. Dort soll nun die erste muslimische Universität entstehen. „Ein Gebäude allein macht noch keine Universität“ werfen Kritiker ein. Doch andere werten es als Erfolg für die muslimische Gemeinschaft und würdigen die Geste des Präsidenten als Schritt in die richtige Richtung auf dem Weg zu mehr Gleichheit und Gleichberechtigung in einer multireligiösen Gesellschaft.

9. Mama Chuma und die Frage nach dem Huhn

Tansania ist nicht nur ein multireligiöses Land, in dem Muslime, Christen und Anhänger anderer Religionen Tür an Tür leben. Häufig leben sie sogar hinter einer gemeinsamen Tür, denn die religiösen Grenzen verlaufen quer durch die Familien. Wie in der von Mama Chuma. Ihre Familie ist groß. Mama Chuma ist Mutter von fünf Kindern und sechs Enkelkindern. Ihr Haus auf der Msasani Halbinsel im Norden von Dar es Salaam teilt sie mit vier Enkeln und einer ihrer älteren Schwestern, die an Altersdiabetes leidet und sehr krank ist. „Wir üben das religiöse Zusammenleben schon in den Familien“, erklärt sie. „Deshalb klappt das in Tansania so gut“. Spannungen oder Gewalt zwischen Christen und Muslimen sind ihr fremd. Von Vorfällen wie denen in Mwembechai vor ein paar Jahren oder den Unruhen in Sansibar nach den Wahlen hat sie zwar gehört. Selber erlebt oder beobachtet hat sie so etwas aber noch nicht. Als ich sie in ihrem Haus besuche, kommt sie gerade von der Abendmesse in der Kirche um die Ecke zurück. Sie ist Katholikin und aktives Mitglied in der Gemeinde. Den christlichen Glauben hat sie von ihren Eltern übernommen, erzählt sie. Sie waren beide Christen, doch nicht von Geburt an. Der Vater war zunächst Muslim und wurde in die damalige Kolonie Deutsch-Ostafrika hineingeboren. Er ließ sich von den Deutschen taufen. Womit er nicht allein war, denn viele konvertierten damals zum christlichen Glauben, damit sie die Schulen besuchen durften. Auch als Deutschland 1919 die Kolonie verlor und die Briten Tanganyika als Treuhandgebiet übernahmen, änderte sich nicht viel an der Situation der Schulen. Sie blieben fast alle in kirchlichen Händen. Das Christentum erfuhr in den Jahren von 1920 bis zur Unabhängigkeit eine regelrechte Aufwertung, und konnte immer mehr Anhänger für sich gewinnen. Nicht zuletzt war hierfür der Einfluss der Missionsschulen verantwortlich. Denn sie waren der Schlüssel zur Bildung und damit auch der Weg in eine modernere Zukunft.

Auch wenn Mama Chumas Vater sich taufen ließ – nicht alle seine Geschwister taten es ihm gleich. Und so gibt es in der Familie heute nach wie vor Christen und Muslime. Wie denn das Zusammenleben funktioniert, will ich von Mama Chuma wissen. Sie zögert kurz. „Gut“, sagt sie schließlich lachend. Eigentlich hat sie noch nie darüber nachgedacht, denn das tägliche Miteinander ist für sie eine Selbstverständlichkeit. Muslimische Freunde und Verwandte gehen bei ihr ein und aus. Bei den Nachbarn ist das nicht anders. Ob Weihnachten oder das Fest Idd-ul-Fitr zum Ende des Fastenmonats Ramadan – auch die Feiertage verbringt man gemeinsam. „Da fragt niemand was mit dem Huhn passiert ist, bevor es im Kochtopf landete“, erzählt sie. Nun bin ich es allerdings, die fragt, was es denn mit dem Huhn auf sich hat. Das Fleisch, das sie verwende, erfahre ich, ist immer nach muslimischer

Vorschrift geschächtet. Egal, ob Muslime im Haus sind oder nicht. Und Schweinefleisch kommt natürlich gar nicht erst auf den Tisch. „Das wissen die muslimischen Besucher und deshalb fragt auch niemand nach dem Huhn“, erklärt Mama Chuma. Auch nicht die achtzehnjährige Nichte Naima, die gerade zu Besuch ist, um die kranke Tante zu besuchen. Denn bei ihr Zuhause ist es ähnlich. Als Tochter eines Christen und einer Muslimin hat sie schon in frühester Kindheit gelernt, die religiösen Gewohnheiten ihrer Nächsten zu respektieren. Wie alle ihre Geschwister wurde sie als Kind getauft, hat sich aber dann schon früh entschieden, der Religion der Mutter zu folgen. Es war keine direkte Entscheidung für den Islam, erinnert sich die junge Frau. Sie wollte damit vielmehr ihrer Mutter eine Freude bereiten. Bis heute hat sie ihren Entschluss aber nicht bereut. Einige Geschwister haben sich ebenfalls für den Islam entschieden, andere sind Christen. Die Familie ist deswegen keineswegs gespalten: „Wir beten getrennt, aber alles andere wird geteilt“, beschreibt Naima das Zusammenleben. Nur einer ihrer Brüder sorgt schon mal für Diskussionen innerhalb der Familie. Er ist Pastor in einer katholischen Gemeinde und wirbt um die muslimischen Verwandten. „Zwei meiner Geschwister hat er schon fast überzeugt“, meint die Nichte von Mama Chuma. Doch während ihre Brüder bereits mit dem Gedanken spielen zu konvertieren, ist das für sie überhaupt keine Frage. Schließlich ist die Mutter ihr Vorbild und an deren Glauben ist nicht zu rütteln. Ohnehin empfindet sie den Unterschied zwischen den beiden Religionen als sehr klein, zumindest was das Alltagsleben betrifft. Natürlich gebe es Verschiedenheiten in der Ausübung des Glaubens. Die einen gingen eben zur Kirche, die anderen zur Moschee, sagt Naima. „Doch im Grunde leben wir ein und dasselbe Leben“.

10. Aus dem Leben einer katholischen Ordensfrau in Sansibar

Kivukoni Front am Hafen von Dar es Salaam. Es herrscht reges Treiben. Hier ist die An- und Ablegestelle für den Fährverkehr zwischen dem Festland und der ca. 50 Kilometer entfernt im Indischen Ozean liegenden Insel Sansibar. Händler, Kofferträger und Taxifahrer halten Ausschau nach Kundschaft, drängeln sich zwischen einheimischen Reisenden und Touristen hindurch. Unterhalb der Uferstraße unmittelbar am Wasser liegt abseits des hektischen Treibens der Warteraum für die Fährpassagiere. Eine Oase der Ruhe. In einer Ecke sind Teppiche ausgelegt, auf denen sich einige muslimische Männer zum Beten niedergelassen haben. Andere Wartende haben wie ich auf den aufgestellten Bänken Platz genommen. Mir gegenüber sitzt im schwarz-weißen Habit eine Ordensschwester. Ob sie wohl

in Sansibar arbeitet? „Seit vierzehn Jahren“, erfahre ich. Sie gehört einem österreichischen katholischen Orden an und lebt einige Kilometer abseits von Sansibar Town. Dort gibt es eine kleine Gemeinde von ca. 200 Christen, die regelmäßig zur Kirche kommen. Wie lebt es sich als Angehörige einer religiösen Minderheit in der muslimisch geprägten Inselwelt, will ich von ihr wissen. Der Anteil der Christen macht schätzungsweise nur etwa zwei bis vier Prozent aus. Die katholische Ordensfrau macht einen besorgten Eindruck. „Die Lage ist angespannt“, erzählt sie. „An Missionierung ist auf der Insel gar nicht zu denken“. Denn als Christ in einer muslimischen Familie zu leben, könne man niemandem zumuten. Konvertiten würden aus den Familien ausgestoßen. Sie erinnert sich noch gut an ein Ereignis Anfang des Jahres 2004. Da sei nachts ein Schulbus der Gemeinde angezündet worden. Glücklicherweise kam dabei niemand zu Schaden. In den letzten Jahren sei die Arbeit außerdem durch die freien Kirchen, oder „Sekten“, wie sie sie bezeichnet, sehr viel schwieriger geworden. Sie fänden enormen Zulauf unter den Christen, indem sie z.B. Kranken versprächen sie durch den Heiligen Geist zu heilen. Damit würden sie vor allem den Katholiken die Mitglieder abwerben. Außerdem gebe es ein weiteres Übel, das die Arbeit erschwere. „Witchcraft“, sagt die Ordensfrau und sieht mich vielsagend an. Der Glaube an Hexerei sei auf der Insel weit verbreitet. Bevor ein Kranker die von der Kirche unterhaltenen Ambulanzen aufsuche, ginge er in den meisten Fällen erst zum „witchdoctor“, einem traditionellen Medizinmann.

Dennoch würden die Krankenstationen regelmäßig von der Bevölkerung frequentiert, von Christen ebenso wie von Muslimen. Auch die kirchlichen Schulen stünden Schülern aller religiösen Gruppen offen. Im Alltag und bei der Arbeit der kirchlichen Einrichtungen seien Probleme auf Grund unterschiedlicher Glaubensvorstellungen eher selten.

11. Glockengeläut inmitten einer islamischen Welt

Stone Town. Mit unzähligen engen, verwinkelten Straßen und Gassen bildet die arabisch geprägte Swahili-Altstadt das Herz von Sansibar Stadt. Die alten mehrstöckigen Steinhäuser mit ihren teilweise verwitterten Fassaden und den großen, kunstvoll verzierten Holztüren erinnern an den Glanz längst vergangener Zeiten. In den Maduka, den kleinen Läden, bieten Händler ihre Waren feil. Hier pulsiert das Leben. Aus dem offenen Fenster einer Koranschule dringt der Gesang von Kindern. Männer in langen Gewändern und verschleierte Frauen laufen geschäftig durch die Gassen. Mitten in die muslimisch anmutende Straßenszene hinein ertönt plötzlich Glockengeläut. Es ist die anglikanische Kathedrale. Die Church of Christ Cathedral hat

ihren festen Platz in Stone Town und in der Geschichte Sansibars. Sie ist die älteste Kirche der Insel. Im 18. und frühen 19. Jahrhundert war Sansibar eines der Zentren des Araber-Swahili-Sklavenhandels. Der dortige Sklavenmarkt war zeitweise der größte der Welt. Um 1840 wurden dort 40 – 50.000 Afrikaner verkauft. Im Verlauf des 19. Jahrhunderts wurde der würdelose Menschenhandel dann durch Anti-Sklavereikampagnen Großbritanniens und der Vereinigten Staaten von Amerika immer weiter eingeschränkt. Dennoch ging der Handel weiter, bis 1873 auf Druck Großbritanniens der Sklavenmarkt in dem damaligen Sultanat geschlossen wurde. Als symbolischer Akt wurde an der Stelle des ehemaligen Sklavenmarktes von anglikanischen Missionaren die Kathedrale erbaut. Bereits kurz nach der Schließung des Marktes kauften Missionare das Gelände und legten noch zu Weihnachten desselben Jahres den Grundstein der Kathedrale. Auf Bitte des damaligen Sultans Sayyed Bargash sollte der in den Folgejahren errichtete Kirchturm den Turm des zur gleichen Zeit erbauten House of Wonders nicht überragen. Das „Haus der Wunder“ war als Palastgebäude für den Sultan gedacht und galt lange Zeit als das höchste Gebäude in ganz Ostafrika. Für die Erfüllung seines Wunsches soll der Sultan sich mit der Stiftung der Glocke für den Kirchturm erkenntlich gezeigt haben. Heute hat die anglikanische Kirche in Sansibar etwa 2.500 Mitglieder. Eine kleine Zahl im Vergleich zu den Katholiken, die die größte christliche Gruppe auf der Insel stellen. Und sie wirkt regelrecht verschwindend gering gegenüber der Zahl der muslimischen Gläubigen. Von den rund eine Million Einwohnern auf den Inseln Sansibar und Pemba gehören geschätzte 96 bis 98 Prozent dem Islam an. Außer der anglikanischen Kirche gibt es in Stone Town auch noch die römisch-katholische St. Joseph's Kathedrale, die ebenfalls im 19. Jahrhundert erbaut wurde. Daneben existieren auch kleinere Kirchen der Katholiken, Lutheraner oder Anglikaner, die in verschiedenen Teilen der Insel zu finden sind. Auch andere protestantische Richtungen oder freie Kirchen sind vertreten. Unter den asiatisch-stämmigen Sansibari gibt es auch Hindus, Sikhs oder Parsen, doch auch ihr Anteil ist gemessen am Islam nur sehr gering.

12. Wer Christ ist, zieht den Kopf ein

Douglas Toto empfängt mich in Jeans und T-Shirt. Er ist noch jung in seinem Amt als anglikanischer Bischof in Sansibar, das er seit August 2002 ausübt. Vergleichsweise jung ist auch seine Kirche und das Christentum auf der Insel – zieht man in Betracht, dass der Islam dort bereits eine über tausendjährige Geschichte hat. Bereits im frühen 9. Jahrhundert fasste der

Islam Fuß in der ostafrikanischen Küstenregion. Aus der frühen Zeit des Islam in Sansibar zeugt heute im Süden der Insel die auf das 12. Jahrhundert datierte Kizimkazi-Moschee. Angesichts der jahrhundertealten Tradition des Islam hatten die christlichen Missionare es nicht leicht. Während sich das Christentum auf dem Festland jedoch im letzten Jahrhundert sehr viel stärker ausbreiten konnte, ist die christliche Gemeinde in Sansibar nur sehr langsam angewachsen. Auch wenn die Anglikaner, die als erste nach Ostafrika kamen, mit dem Bau der Kathedrale in Sansibar einen Triumph über die Abschaffung des arabischen Sklavenhandels feierten, blieb der missionarische Erfolg bescheiden. „Die Anglikanische Kirche hat eine lange Tradition, sie gehört hierher und ist etabliert“, sagt Bischof Toto. Das zweifeln auch die meisten Sansibari nicht an. Als Sehenswürdigkeit in Stone Town und in den Geschichtsbüchern hat sie ihren festen Platz. Im Alltag der meisten Inselbewohner spielt sie allerdings kaum eine Rolle. Doch es gibt auch Ausnahmefälle. „Bei der Beerdigung eines Christen ist die Kirche voller Muslime“ berichtet Toto. Muslime sind nicht nur Nachbarn oder Arbeitskollegen, sondern in den meisten Fällen auch Verwandte. Auch der Bischof selber hat Geschwister, die dem Islam angehören. Aufgewachsen ist er als Sohn eines muslimischen Vaters und einer christlichen Mutter. Als die einen anderen Mann heiratete und deshalb zum Islam konvertierte, übernahm die Großmutter die christliche Erziehung des Kindes. Die verwandtschaftlichen Beziehungen sind Garant für ein gutes Verhältnis untereinander, meint Douglas Toto. Das bestätigt auch Nuhu Salanya, der Generalsekretär der anglikanischen Gemeinde. „Es gibt zwei Seiten“, beschreibt er die Beziehungen der beiden religiösen Gruppen. Frieden und Harmonie auf der einen. Man lebt in der gleichen Gemeinschaft, teilt viele Bereiche des Lebens. Auf der anderen Seite herrschen aber auch unterschwellige Konflikte. Vor allem, wenn es um den Glauben geht, gibt es immer wieder Konfrontationen. Sehr schwierig ist zum Beispiel die Situation für Muslime, die zum Christentum überwechseln wollen. Häufig halten sie dem Druck der Familien nicht stand. Einige wagen den Schritt gar nicht erst, andere machen ihn kurz nach dem Übertritt wieder rückgängig. Religiöse Toleranz kennt ihre Grenzen. Während christliche Nachbarn, Bekannte und Einrichtungen wie Schulen oder Krankenhäuser akzeptiert werden, gilt ein Religionswechsel innerhalb vieler sansibarischer Familien als klares Tabu. Ausnahmen bestätigen natürlich auch hier die Regel. In Familien wie der von Douglas Toto leben Christen und Muslime problemlos miteinander. Doch an ein solches Zusammenleben sind allein schon aufgrund der Tatsache, dass Christen in Sansibar nur eine verschwindend kleine Minderheit ausmachen, wohl nur die wenigsten Familien gewöhnt.

Der Islam ist in Sansibar nicht nur Religion, sondern auch Tradition und Kultur. Für die Menschen so selbstverständlich, dass ihnen Rücksicht gegenüber religiösen Minderheiten fremd ist. So empfindet es jedenfalls Nuhu Salanya. „Psychoterror“ nennt er es, wenn der Gottesdienst in der Kirche am alten Sklavenmarkt mal wieder von den Gebetsrufen und Predigten der nahe gelegenen Moscheen in Stone Town gestört wird. Dabei gehe es weniger um den Gebetsruf als solchen, denn die Glocken der Kirche läuten schließlich auch nicht geräuschlos. Doch die Lautsprecher der Moscheen seien genau zur Kirche hin ausgerichtet. Gebetsruf und Predigt dauerten zusammen oft eine Stunde und störten so den ganzen Gottesdienst. Vor allem dann, wenn die Predigt gegen die Christen gerichtet sei, was nicht selten vorkomme. An eine Beschwerde denkt aber in der christlichen Gemeinde niemand, sagt der Generalsekretär der Anglikaner. Wer Christ ist, zieht eben den Kopf ein. Von einem Dialog der Religionen kann man in Sansibar wohl nicht sprechen. „Dazu ist die Zeit noch nicht reif“, meint Nuhu Salanya. Dem schließt sich auch Bischof Toto an. Aber es gebe erste Initiativen und Entwicklungen, die in die richtige Richtung führten. Gemeinsam mit anderen religiösen Führern trifft er sich regelmäßig, um über verschiedene Angelegenheiten im Land zu sprechen. In die Gespräche müssten verstärkt auch die Politiker einbezogen werden, wünscht sich der Bischof. Vor allem jetzt, wo die Parlaments- und Präsidentschaftswahlen 2005 immer näher rücken. Denn eine Wiederholung der Proteste und Unruhen, die die letzten Wahlen im Jahr 2000 zur Folge hatten, möchte in Sansibar wohl niemand.

13. Bibelstunde – Fragerunde

Es ist zehn Uhr morgens und Zeit für die Bibelstunde. Wie an jedem Donnerstag kommen dazu in der Lutherischen Kirche in Mwanakwerekwe, einer kleinen Ortschaft einige Kilometer östlich von Sansibar-Stadt, Mitarbeiter der Kirchengemeinde zusammen. Heute haben sich acht von ihnen in der Kirche eingefunden und auf den vorderen zwei Bänken Platz genommen. Reverend Issack Ntele begrüßt die kleine Runde, es wird gemeinsam gesungen. Anschließend zitiert jeder der Anwesenden eine Stelle aus der Bibel, zu der er sich Gedanken gemacht hat, und die er dann den anderen mitteilt. Nach etwa 45 Minuten sind alle durch. Doch etwas ist heute anders als sonst. Anstatt sich bei der Gemeinschaft zu bedanken und sie dann zu entlassen, stellt Reverend Ntele zwei Besucher vor, die eine Reihe hinter den anderen Platz genommen haben. Eine Journalistin aus Deutschland und ihren tansanischen Begleiter und Übersetzer. Alle wenden neugierig die Köpfe. „Sie wollen etwas über unsere Arbeit hier

und das Zusammenleben mit der muslimischen Bevölkerung erfahren“, beschreibt der Reverend unser Vorhaben. Und schon stehe ich vorne vor den Anwesenden. Die Fragerunde ist eröffnet. Zunächst bin ich es, die die Fragen stellt. Ich möchte etwas über die Arbeit der Versammelten wissen, die alle bei der Lutherischen Kirche angestellt sind. Die meisten von ihnen betreuen kleinere, abgelegene Gemeinden, die so weit entfernt liegen, dass der Besuch der Kirche in Mwanakwerekwe zu weit wäre. Einer der Männer besucht und betreut zum Beispiel Menschen in Gefängnissen, eine Frau leitet eine Frauengruppe. Wie gestaltet sich die alltägliche Arbeit? Verläuft sie reibungslos, oder gibt es in den kleinen christlichen Gemeinden auch schon mal Probleme mit den muslimischen Nachbarn? – frage ich weiter. Stille. „No Problem“, murmelt schließlich jemand. Eine recht knappe Antwort. Vielleicht liegt es ja an der Sprache. Wir wechseln vom Englischen ins Kiswahili. Wenn es nicht zu kompliziert wird, kann ich das meiste verstehen. Und zum Glück ist ja Iddi dabei, der beim Übersetzen hilft. Eine der Anwesenden berichtet, dass sie bei der Arbeit während des Fastenmonats Ramadan einmal von einem Mann mit einem Stock geschlagen worden sei, weil sie kein Kopftuch trug und somit nicht angemessen gekleidet war. Auch die anderen Frauen erzählen nun, dass sie fast immer mit einem Tuch den Kopf bedecken, wenn sie draußen unterwegs sind. Das geschehe jedoch nicht aus Angst, versichern sie. „Kopftuch – das ist kein religiöses Symbol, sondern Tradition in Sansibar. Mädchen, egal welcher Religion sie angehören, tragen den „Hijab“ hier schon in der Schule.“ In vielen islamisch geprägten Ländern wird mit dem arabischen Wort „Hijab“ die traditionelle muslimische Kleidung bezeichnet. Es bezieht sich aber manchmal auch nur auf das Kopftuch der Frauen. Pflicht sei das Kopftuch in den Schulen nicht, erfahre ich von einer der Frauen. Sie habe den Lehrer ihrer Tochter extra danach gefragt. Als er verneinte, ging das Mädchen am nächsten Tag ohne Kopftuch zur Schule – woraufhin sie vom Unterricht nach Hause geschickt wurde. Nun fallen auch den anderen Mitarbeitern der lutherischen Gemeinde Begebenheiten ein, wo sie sich bei ihrer Arbeit oder im Alltag als Christ diskriminiert fühlten. Ob die Menschen im Bus von ihnen abrückten, wenn sie merkten, dass ein Christ neben ihnen saß, oder ob man aus der Wohnung geworfen wurde, als der Vermieter erfuhr, dass er nicht an Muslime vermietet hatte – solche oder ähnliche Erfahrungen haben alle schon gemacht. Und in einem Punkt sind sie sich einig: das Leben als Christ in Sansibar ist sehr viel schwieriger als auf dem tansanischen Festland. Dort haben alle von ihnen gelebt, bevor die Kirche sie nach Sansibar schickte.

Schließlich möchte die Bibelgruppe auch von mir wissen wie es denn in Deutschland mit dem christlich-muslimischen Dialog aussieht. Nun bin ich es, die kurz innehält und überlegen muss. Unsere Gesellschaft ist christlich

abendländisch geprägt, erzähle ich. Doch auch bei uns gebe es verschiedene Religionen und Glaubensvorstellungen. Als ich dann erwähne, dass in der Stadt, in der ich lebe, auch sehr viele Muslime wohnen, ich aber die meisten Nachbarn in meiner Straße gar nicht persönlich kenne, ernte ich ungläubige Blicke. Und dass man in Deutschland über ein generelles Kopftuchverbot an Schulen und anderen Bereichen des öffentlichen Lebens diskutiert, ist für viele augenscheinlich noch schwerer vorstellbar. Bevor die Fragerunde zu Ende geht, erfahre ich noch, dass in der Kirche, in der nun alle versammelt sind, vor einigen Jahren zwei Bomben gefunden wurden. Das war noch während der Bauphase. Glücklicherweise entdeckte man sie rechtzeitig und niemand kam zu Schaden. Doch der Vorfall allein zeigt, dass die Lage keineswegs als entspannt beschrieben werden kann.

14. Nur nicht auffallen

Die wenigen Christen in Sansibar leben inmitten einer islamischen Welt. Ob am Arbeitsplatz, in der Nachbarschaft, oder in der Familie, der Kontakt mit Muslimen gehört zum Alltag. Gleiches gilt nicht unbedingt auch umgekehrt. In vielen kleinen Ortschaften der Insel gibt es keine Christen. Und die wenigen, die über die Dörfer verteilt leben, fallen kaum auf. Zumindest nicht äußerlich. Männer tragen als Arbeitskleidung auf der Insel häufig einen Kikoi, ein buntes Lendentuch, und Hemd oder T-Shirt. Das populärste Kleidungsstück der Frauen in Sansibar und ganz Ostafrika ist wohl der Kanga. Die bunt bedruckten Stoffe werden meist in zwei Teilen getragen. Einer dient als Rock, während der andere Kopf und Oberkörper bedeckt. Dabei handelt es sich nicht nur um schicke und modische Kleidungsstücke, sondern auch um „sprechende“ Tücher. Die Stoffe sind mit verschiedenen Mustern bedruckt und mit kurzen Sprichwörtern oder Lebensweisheiten versehen. Christin oder Muslimin, die Frauen setzen die Texte gezielt ein, um ihrer Umwelt kleine Botschaften zu übermitteln. „Ein Auge ist schärfer als eine Rasierklinge“, „ein liebendes Herz kennt keine Geduld“, oder „keine ist wie Mutter“, sind Beispiele solcher Mitteilungen an Konkurrentinnen, Liebhaber, Ehemänner oder Mütter. Von der Kleidung einmal abgesehen, werden auch in der Lebensweise der meisten Christen keine großen Unterschiede zu den Muslimen in Sansibar deutlich. Traditionelle, kulturelle, oder religiöse Gebräuche sowie Feierlichkeiten werden geteilt. Nur nicht auffallen, scheint aber das Lebensmotto vieler Christen zu sein. Zu der Anpassung an die islamische Gesellschaft sehen sie keine Alternative. Die Zurückhaltung führt dazu, dass Bedürfnisse und etwaige Probleme der religiösen Minderheit von der Mehrheitsgesellschaft

gar nicht wahrgenommen werden. „Es hat sich noch nie jemand beschwert“, sagt Sheikh Fadhil Soraga. Er ist Sekretär im Büro des von der Regierung ernannten Muftis von Sansibar, des höchsten islamischen Geistlichen. Die religiösen Beziehungen seien harmonisch und von Toleranz geprägt, fügt er hinzu. Als er damals in Sansibar aufgewachsen sei, was bereits mehrere Jahrzehnte zurück liege, hätte es neben den beiden alten Kirchen in Stone Town nur eine weitere Kirche auf der ganzen Insel gegeben. Heute gebe es zahlreiche. Die Christen hätten somit gar keinen Grund sich zu beschweren.

15. Spiel mit dem Feuer

Brennende Kirchen, Schulbusse und Häuser kann man aber auch in Muftis Office nicht schön reden. Im März 2004 wurde die sonst als weitgehend friedlich bekannte Ferieninsel durch eine Serie von Bombenexplosionen und Brandstiftung erschüttert. Anfang des Monats brannte eine katholische Kirche nieder. Kurz darauf wurde der Bus einer katholischen Schule auf dem Schulparkplatz durch einen Molotowcocktail zerstört. Bars und Geschäfte, die Alkohol verkaufen, wurden in Brand gesteckt. Als der Mufti eine islamistische Organisation verbot, die er für die zunehmende Gewalt verantwortlich machte, erhielt er als Antwort einen Sprengsatz, der direkt vor seinem Haus hoch ging, ein weiterer auf dem Grundstück eines Ministers der Regionalregierung. In einem voll besetzten Touristenlokal landete eine Handgranate, die glücklicherweise nicht explodierte. Der Sprengkörper hätte nach Angaben der Polizei ausgereicht, um mehrere Menschen zu töten. Es scheint wie ein Wunder, dass bei der Gewaltserie bisher niemand verletzt wurde. Aus Muftis Kreisen verlautet, die politische Opposition stecke hinter den Anschlägen. Unter dem Deckmantel der Religion versuche sie die Regierung zu schwächen. Die regierende Partei CCM und die Oppositionspartei CUF schieben sich gegenseitig die Schuld für die Anschlagsserie zu, wohl auch im Hinblick auf die anstehenden Wahlen 2005, für die sie bereits jetzt bei der Bevölkerung zu punkten versuchen. Dabei besteht die Gefahr, dass die Überfälle und Anschläge als solches nicht ernst genug genommen werden, sondern zum Spielball politischer Machtinteressen verkommen. Ein gefährliches Spiel mit dem Feuer, das jederzeit ausbrechen und noch schlimmere Konsequenzen nach sich ziehen könnte.

16. Fazit

Afrika – der Kontinent der Kriege, Krisen, Katastrophen. Das ist das Bild, das häufig durch die Medien der westlichen Welt vermittelt wird. Einseitige Berichterstattung prägt die Wahrnehmung vieler Menschen von Afrika als dem „schwarzen Kontinent“. Dass kriegerische Auseinandersetzungen, Hunger und Krankheiten in vielen afrikanischen Staaten Realität sind oder waren hat sich auch am Beispiel der tansanischen Nachbarstaaten gezeigt. Im Vergleich zu den Nachbarstaaten Demokratische Republik Kongo, Mosambik, Burundi, Ruanda oder Uganda hat sich Tansania in den letzten Jahrzehnten als Insel des Friedens und der Stabilität hervorgehoben. Im Gegensatz zu den ost- und zentralafrikanischen Nachbarn machten Auseinandersetzungen zwischen einzelnen ethnischen oder religiösen Gruppen in Tansania in der Vergangenheit wenig Schlagzeilen. Bei meinen Recherchen hat sich dieser Eindruck bestätigt, vor allem was das Zusammenleben in der multikulturellen und multireligiösen Metropole Dar es Salaam betrifft. Was das Verhältnis zwischen Christen und Muslimen angeht, so gehört die Interaktion zum Alltag. Dialog findet nicht nur bei der Arbeit, in der Schule, oder in der Nachbarschaft statt, sondern auch innerhalb der Familien, in denen häufig beide Religionen existent sind. Dabei scheint das Verhältnis von gegenseitigem Respekt und Toleranz geprägt. Man fühlt sich nicht in erster Linie als Muslim oder Christ, sondern als Tansanier. Man teilt ein gemeinsames kulturelles Erbe, das wiederum vielfältige Wurzeln hat. Auch traditionelle afrikanische Glaubensvorstellungen sind im Land sowohl bei Christen als auch bei Muslimen weit verbreitet und lassen Unterschiede verblassen.

Das ist die eine Seite. „Aber alles hat zwei Seiten“, habe ich in vielen meiner Gespräche und Interviews erfahren. Auf der anderen Seite also gibt es auch Konfliktpotential, das oft unterschwellig vorhanden ist. Das Gefühl, die andere religiöse Gruppe sei in bestimmten Bereichen im Vorteil, wird häufig nicht ausgesprochen. Beunruhigend ist, dass extremistische Gruppierungen vor allem unter Jugendlichen starken Zuwachs finden. Wie solche Gruppen die Massen mobilisieren können und welche Folgen das haben kann, hat sich am Beispiel von Mwembechai gezeigt. Während religiös motivierte Gewalt auf dem tansanischen Festland bislang auf Einzelfälle beschränkt blieb, ist die Situation in Sansibar wesentlich angespannter. Von religiösem Dialog kann dort keine Rede sein. Das Verhältnis lässt sich eher mit Anpassung einer religiösen Minderheit an die Mehrheitsgesellschaft beschreiben. Die Serie von Anschlägen kurz vor dem Zeitpunkt meiner Recherchen, im Frühjahr 2004, die sich gegen kirchliche Einrichtungen und Vertreter einer gemäßigten Politik zu richten schien, lässt mit einem ungunen

Gefühl den nächsten Wahlen im Jahr 2005 entgegen blicken. Hinter der Gewaltserie werden sowohl religiöse als auch politische Motive vermutet. Wie viel Zündstoff solche Tendenzen bergen können, hat sich bereits nach den letzten Wahlen gezeigt, als bei Unruhen zahlreiche Menschen sterben mussten. Doch – wacherüttelt durch diese Ereignisse – ist bei vielen Tansaniern auch das Bewusstsein gewachsen, dass religiöser Dialog und ein friedliches Zusammenleben keine Selbstverständlichkeit sind. Es muss etwas dafür getan werden. Dass sich etwas tut, wird am verstärkten Interesse religiöser Würdenträger aller Richtungen für den Dialog deutlich. Auch das Engagement von Kirchen und Muslimverbänden für konfliktreduzierende und friedensfördernde Programme und Initiativen zeigt, dass sich im Land etwas bewegt.

17. Dankeschön!

Ein herzliches Dankeschön an die Heinz-Kühn-Stiftung, die mir den interessanten und spannenden Stipendienaufenthalt in Tansania ermöglicht hat! Mein ganz besonderer Dank gilt dabei Ute Maria Kilian. Ich habe mich vor, während und nach meiner Reise stets bestens aufgehoben und betreut gefühlt. Bedanken möchte ich mich auch bei allen, die mich in Tansania bei meinen Recherchen unterstützt haben: bei den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der Friedrich-Ebert-Stiftung in Dar es Salaam für die Vermittlung hilfreicher Kontakte. Auch im Luther-House in Dar es Salaam habe ich wertvolle Unterstützung erfahren. Für die vielen Hinweise zum Thema, die Vermittlung von Gesprächspartnern, die Bereitstellung von Räumlichkeiten für Interviews und eines Fahrers zu entlegenen Stadtteilen möchte ich mich bei Eneza Tuheri Abraham und Tumaini von der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Tansania (ELCT) bedanken. Ein großes Dankeschön auch an Bischof Elinaza Sendoro (ELCT), Bischof Douglas Toto und Nuhu Salanya von der Anglikanischen Kirche in Sansibar, Alhaj Kundyia von BAKWATA und an Sheikh Fadhil Soraga und Sheikh Shibhi Machano vom Mufti's Office in Sansibar. Erwähnen möchte ich auch die Gemeindemitglieder der Lutherischen Kirche in Mwanakwerekwe in Sansibar. Vielen Dank für den interessanten Vormittag! Husna, Deus, Mama Chuma, Juma Kawambwa, Sheikh Magezi und alle anderen, die mir so viel erzählt haben: ihr habt mir sehr geholfen. Für die Gastfreundschaft und die vielen lustigen Abende bedanke ich mich bei der Familie Mshale. Der Wochenendausflug nach Pugu mit Mwajina war einmalig! Last but not least gilt mein ganz besonderer Dank meinem Mann Iddi für die große Unterstützung und die vielen Ideen. Ohne dich wäre alles gar nicht möglich gewesen. Asante sana!